

Frühe Prosa

Als literarische Festgabe zum 100. Geburtstag von Max Dauthendey erschien ein Nachlaßband „Frühe Prosa“, herausgegeben von Hermann Gerstner unter Mitarbeit von Edmund L. Klaffki. Es ist besonders der Stadt Würzburg, die in ihrem Archiv den Nachlaß Dauthendeys bewahrt, und Oberbürgermeister Dr. Zimmerer zu danken, daß durch diese Veröffentlichung dem bisher bekannten Werk Dauthendeys ein neuer Band aus den Handschriften angefügt werden konnte. Wir bringen im folgenden daraus mit Genehmigung des Verlages Langen-Müller, München-Wien, einen Auszug, in dem der junge Dauthendey in dichterischer Sprache die Umwelt seiner Würzburger Heimatlandschaft festhält.

Jahreszeitliche Skizzen

An der Stadtmauer, die hier am Fluß entlangläuft, spinnen sich Fischer-netze hin, in jeder Masche ein weißer Schneefunke. Karren stehen lässig umher, ein Baumstamm mit schimmernder Kruste, Stangen lehnen in Bündeln an der Mauer, dort ein Wagenrad vom Schnee unförmig geschwollen.

Drunten Eishacker auf dem Fluß, einige verschneite Boote, in der Ferne die Brücke mit den eiligen Menschengestalten drüberhin. Drüben auf der andern Seite enggekauerte Dächer, weiß mit schwarzen Augen. Der dunkle Streifen, der Fluß, ist nur zur Hälfte gefroren; drüben tanzt das Wasser dunkelgrün, aber glasklar, daß man die langgezogenen Steinschichten am Grunde schauen kann. Bei der Mühle schießt es heftig vorbei, mit unbändig gierigem Zischen. Die gereizten Wellen toben und tosen mit ohnmächtig knirschendem Wüten.

Träger Dunst steht wartend über der Stadt und färbt die fernen Schneeberge schmutziggelb. Hie und da eine Stimme, ein Schreien, Hundegeheul, Klirren von Eisen, das Heulen und knatternde Sausen des Flusses. Dann von den Türmen schwanke taumelnde Glockenschläge – ein matt zerrinnender Winter-nachmittag.

Dann plötzlich ein blanker blauer Tag. Und dann noch einer. Die Menschen atmeten wie von Zentnerschuld befreit auf. Das kam so erlösend. Aber dann kamen wieder schwere dunkle Stunden. Wolkenkolosse wälzten sich schwerfällig über das Blau. Der Sturm keifte und die Luft floh scheu vor ihm, bald geduckt zur Erde, bald in stöhnender Angst gen Himmel prallend. Aber das war doch Abwechslung. Man hörte die Natur noch leben. Es war doch nimmer jene erstickende Ruhe, in der jeder Atemzug qualvoll dicht am Boden schleicht. Das lenz-junge Grün quoll und drängte stürmisch hervor. Die Knospen tropften von den Zweigen in Bäumen, in Sträuchern und Büschen. Jeder Sonnenstrahl küßte ein Blütenleben wach. An den Corneliushecken sprühten feine Büschel, golden wie gefesselte Sonnenfunken, die Fliederstauden stießen Keimblätter wie Spiralen und wie grüne Schneckengehäuse vor, und auf der Erde sprießte Halm an Halm, wie Stacheln starrte es in die Luft, aber doch wieder so köstlich weich und versöhnlich milde. Und dann standen sie noch so gebieterisch allein, man sah die Erde dazwischen und hätte sie zählen können. Aber die leeren schwarzen Bäume hoben ihren Astkorb hoch gen Sonnenhimmel. Gib uns Smaragd! baten sie.

*

Er war lange nimmer auf (dem Gutshof) der „Neuen Welt“ gewesen. Heute ging er, und da er immer nur mit seinen Augen den Wegen seiner Gedanken folgte, sah und hörte er unterwegs fast nichts. Einmal fiel es ihm ein, daß er eigentlich recht blind durch die Straßen laufe, und für einen Moment mühte er sich, seiner Phantasie Farbe zu geben, aber schon zehn Schritte weiter begann er zu pfeifen, dann zu summen, dann sang er im Geiste leise weiter und plötzlich war er wieder im Träumen, und seine Gedanken schlugen wie Wellen über ihm zusammen, und es zog ihn immer tiefer auf den dämmerigen Grund seiner Seele, wo die Welt sich stumm und unwirklich spiegelt, wie die derben Weidenknorren auf dem Wasser, aber im Widerschein viel glatter, und weicher und so schmiegsam, ... in kosende Milde zerflossen. – Erst als er aus dem Hohlweg trat, wunderte er sich, wie hoch der Klee und die Wiese stand, und die zahllosen hochgeschossenen Grasblüten, Ähren und Kolben und Halme so verschieden, so mannigfaltig, woben einen bleichen ... matten Schimmer über das Saftgrün des Klees. – Er sah und bestaunte und bedachte alles. Und da erst fiel es ihm ein, wie gefühllos er bis jetzt gegangen war. – Wie tiefblau der Salbei, so stolz und aufrecht, das erste kräftige Blau im Grün, und dann die großen weißen Margeriten, mit ihren gelben kinderrunden Gesichtern und der blendenden Halskrause. Und der Schierling, schlank, hochstenglig, und die feinen kleinen Blüten wie ein Sternnetz auf smaragdener Fassung. – Und dann lachte er vor sich hin, pflückte eine Margerite ...

*

18. Oktober. – Im Glacis. So hell strahlend. Flammenwogen, gelb und rot und grün. Die Bäume lösen sich jetzt einzeln los. Jeder lacht nochmals auf und dann stirbt er. Die Luft blendet. Am wildesten wirbelt das Gold. Der Fuß rauscht in den Blättern. Unter den Bäumen um die halbkahlen Stämme liegt das blendende Laub wie Sonnenschein, und wie Sonnentropfen die glimmenden Blätter in den Wiesen. Das Grün sticht schärfer gegen die roten und zitronenfarbenen Funken. Gelbleuchtend stäubt die Luft und das Licht rinnt geklärt durch das durchsichtige Laub. Der Himmel ist müde, in bleichem Grau verflacht, und doch scheint rings Sonnenschein, blühendes Licht, wie eine wildbäumende Lohe fliegt (es) von der Erde und wühlt sich rings über die Erde.

29. Oktober. – Sie gehen zum Steinberg. Vormittag $\frac{1}{2}$ 12 Uhr. Im Glacis Herbst. Goldne Bäume, hartblauer nackter Himmel. Zwischen den braunen Rändern der Blätter fällt das Blau in rötlich violetten Scheiben. Über eine kleine Brücke, an einem Garten vorbei. Hühner kauern auf einem runden Tisch in einer Laube. Und Blumenstöcke auf einen Haufen geworfen. Graugrüne Öde. Dann über eine Mauer. Staubgraue Ahornzweige mit braungelb getigertem Laub ... Weiter, immer weiter. Am Telephondraht in der Luft ein zeretzter Drachenrest. Ein Doktorwagen. Eine offene Gartentüre ...

Den Berg hinauf. Stufen. Einen Terrassenweg am Berg entlang weiter. Weiße Mauern. Gelbgrüne Reben; zwischen den Rebenreihen aschfahle Erde den ganzen Berg hinauf und oben gegen dieses starke derbe Blau abbrechend. Wie eine italienische weißglühende Landschaft, mit diesem aufdringlichen Himmel. Aber hinunter wieder Reben. Doch jedes Blatt von Sonnengold glasiert. Und unten Birken, jedes Blatt ein Flämmchen.

Zum 100. Geburtstag von Max Dauthendey

Es ist schon etwas Besonderes, wenn man in unserer schnelllebigen Zeit sagen kann, daß das Werk eines Dichters 100 Jahre nach seiner Geburt noch lebendig dasteht. Dies gilt in außergewöhnlichem Maß von Max Dauthendey, dessen 100. Geburtstag wir in seiner Vaterstadt Würzburg am 25. Juli 1967 feiern. Er ist einer der originellsten fränkischen Autoren, so daß man hierzulande sich häufig seiner erinnert. Ihn rühmten die Reden des großen Dramatikers Wilhelm von Scholz, sein Name erscheint in den Erinnerungsbüchern von Korfiz Holm, Gertraud Rostosky, Hans Brandenburg und Hans Ludwig Geiger. Kurt Martens, Arthur Holitscher und Willy Straub gedachten seiner und Herbert Günther pries ihn als eine künstlerische Doppelbegabung. Ludwig Schrott widmete ihm in seinem Buch „Bayerische Weltfahrer“ ein Gedenkblatt. Auch die engere Heimat hat ihn nicht vergessen, gerade jetzt legte Edmund L. Klaffki der Universität Würzburg seine Dissertation „Dauthendey's Ultraviolett und die Kunst des Intimen“ vor. Diese Namen nur als Beispiele aus einer größeren Reihe. Daß auch das deutsche Verlagswesen und der Buchhandel noch immer diesem Dichter zugeneigt sind, ersieht man daraus, daß soeben der Langen-Müller Verlag unveröffentlichte „Frühe Prosa“ von Max Dauthendey neu herausbrachte und daß der Reclam Verlag in seiner weltbekanntesten Universal-Bibliothek einen Neudruck der „Exotischen Novellen“ veranstalten konnte.

Besonders bemerkenswert für die Geltung Dauthendey's aber ist es, daß auch außerhalb des deutschen Sprachraumes sein Leben und Schaffen immer wieder dargestellt werden und wirksam sind. Noch heute schreibt der amerikanische Arzt und Literaturforscher Dr. George Adams, der 1936 an der Columbia University New York die grundlegende Dissertation „Max Dauthendey: Poet-philosopher“ veröffentlichte, daß die weltfestliche Art Dauthendey's ihm stets vertraut und gegenwärtig sei. Und aus Indien schreibt der junge Gelehrte Shridhar B. Shrotri, der in seiner Heimat über „Dauthendey's auslandsbezogene Werke“ promovierte (Universität Poona), wie sehr man die Liebe Dauthendey's zur asiatischen Welt schätze. Das gleiche Empfinden spürt man aus den Worten von Professor Kenji Takahashi, der an der Universität Tokio die literarische Kunst Dauthendey's vor seinen japanischen Hörern ausbreitet. Erwähnt sei auch eine weitere Dissertation „Dauthendey's Exotische Prosadichtung“, mit der André de Gieter an der belgischen Universität Gent erst vor kurzem seine Liebe zu dem Dasein unseres Weltenfahrers bekundete.

Wenn man sich fragt, warum diese und zahlreiche andere Persönlichkeiten überall in der Welt gerade diesem Dichter ihre Reverenz erweisen und weshalb die Freunde der Dauthendey-Gesellschaft durch Jahrzehnte ihm die Treue hielten, so ist dies in seiner menschlichen Haltung, in seinem eigenartigen Leben und besonders in seinem Werk begründet.

Seine Haltung, mit der er allen Menschen brüderlich zugetan ist, erkennt man bereits bei dem jungen Poeten, der 1890 im Lesesaal einer Würzburger Bibliothek sitzt und über seine Eindrücke schreibt: *An den Wänden Journale*.



Gertraud Rostosky: Bildnis Max Dauthendey. Im Besitz der Städt. Galerie Würzburg.